

In jeder Straße war eine gedruckte Traueranzeige mit dem Foto eines Verstorbenen angenagelt. Ein junges Gesicht. Manchmal schützte eine Plastiktüte die Anzeige vor dem Regen, und wo er gewohnt hatte, hing quer über der Anzeige ein schwarzer Schal. Als wir an diesem Hauseingang stehen blieben, erschien uns der Tote nicht fremd. So als ob wir ihn eben erst auf der Straße gesehen hätten. Viel Trauer um diesen einen.

Wir kauften Erdbeeren, groß, reif und sandig. Wir hörten Zupfinstrumente, eine schnelle, fröhliche Flöte, suchten und fanden sie im Garten eines Restaurants, wieder hinter einer hohen Mauer, das Holztor angelehnt. Die Musiker saßen um einen Tisch, ihnen gegenüber die einzigen Gäste, ein altes Paar. Wir setzten uns, hörten und sahen zu. Das Paar bewirtete die Musikanten, die bedankten sich mit einem noch schnelleren, übermütigen Musikstück. Sie erschienen uns frei, solchen Spaß hatten sie an ihrem eigenen Spiel. Als sich das alte Paar verabschiedete, gab der Ober der Frau einen Kuss auf die Wange.

Wir wollten unsere Erdbeeren waschen, der Ober brachte eine Karaffe mit Wasser und einen großen Keramikteller, zeigte uns den Wasserabfluss in der Mitte des Gartens. Dann deckte er den Tisch mit Kebabs, Oliven, Schopka-Salat und Joghurt, setzte sich in die Nähe und freute sich, weil es uns schmeckte.

Die Kapelle spielte, die Vögel lachten auf den Bäumen - wir waren wirklich in einem anderen Land.

An diesem letzten Abend trafen wir vor unserem Hotel zwei vornehme Damen aus unserer Gruppe. In dem Flachbau hinter

dem Rundbau soll man ja so gut essen können, sagte die eine. Dort sollen sogar Spatzen auf den Tischen herumfliegen, sagte die andere.

Im Nachbarort, antworteten wir ihnen, wächst ein Baum in einer Gaststätte. Keiner sägt ihn ab. Nun wächst er durchs Dach.

Beim Rückflug trugen alle Männer die gleichen Jacken aus Wildleder. Der Zöllner bezweifelte unsere Zugehörigkeit zur Reisegruppe. Wir mussten die Koffer öffnen und hatten darin: ein Seepferdchen, eine Muschel, die innen rosa war, da konnte er das Meer rauschen hören, eine Muschel, die innen blau war, eine Tüte Knoblauchzwiebeln, einen Ledergürtel, einen Laib Brot und eine Flasche Rosenlikör, eine große und eine kleine Krabbe, unpräpariert. Nichts zu verzollen.

Blickwinkel

Liebe ist das einzige, was wächst, wenn wir es verschwenden.

(Ricarda Huch)

Ich war vierzehn und sie vierundvierzig.

Sie tanzte eine Sechzehnjährige: Julia.

Julia, getanzt von der Ulanowa bei einem Gastspiel des Bolschoi-Balletts in Berlin. Friedrichstadtpalast.

Galina Ulanowa, damals weltberühmt.

Sie war für mich Julia, keine Tänzerin, die die Julia tanzt. Leicht, ja vor allem leicht, schutzlos, zerbrechlich, klar, sanft, gläubig, hoffnungsvoll, arglos.

Und natürlich eine Liebende. Mein Lebtag hab ich mich nicht von diesem Ernst lösen können. Liebe muss ernst sein, auch traurig, hat Widerstände.

Jedenfalls, solche Liebe kann nicht gut ausgehen.

Mein Leben lang die Witze über Romeo und Julia als Ehepaar: Die haben sich das Leben genommen, damit sie den Ehealltag nicht erleben müssen, kluge Bürschchen, sagen die Leute.

Erna Berger als Gilda gab mir den Rest.

Nun war ich immun gegen heitere Liebe mit gutem Ausgang.

Die wirklich Liebenden wurden immer getrennt und vom Publikum ernst genommen. Die beiden anderen waren immer das Buffopaar. Papageno und Papagena sehen sich genauso selten wie Tamino und Pamina, aber kein Mensch hat mit ihnen Mitleid. Und vor allem - sie selbst nehmen es auch leicht.

Das kann doch keine Liebe sein, denkt man misstrauisch, wenn sich keine Hindernisse, keine fremden Ehefrauen oder Staatsgrenzen auftürmen, und nimmt Abstand.

Nimmt Abstand von den verliebten Mitschülern, den Junggesellen und den eigenen Landsleuten. Hält Ausschau nach dem unerreichbaren Romeo. Aus Angst, ein Buffopaar zu sein.

Man könnte natürlich diese Einstellung aufgeben, diese Angst vor dem Normalen. Diese Angst, im Anonymen unterzutauchen. Vielleicht wäre es wie das Bad in dem warmen Quellbad in Ungarn, mit vielen Menschen unter freiem Himmel, die Dämpfe über dem Wasser im Dunkeln, am Beckenrand das Fernsehgerät für alle, die sich nicht unterhalten wollen. Dort stehen sie dicht gedrängt und lachen. Sie stehen bis zu den Schultern im Wasser. Hin und wieder schwimmt einer auf dem Rücken davon, um noch länger das Fernsehbild zu verfolgen, das für ihn schließlich in den Dämpfen verschwimmt.

Ich gebe ja zu, dass ich damals ein Gemeinschaftsgefühl hatte, vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben, mit sechsunddreißig. Wie ein Hundertling im Mutterleib.

Und die Bewegung des warmen Wassers um meinen Körper kam von anderen Menschen, die ich nicht kannte und nicht deutlich sah. Im selben Wasser. Ich fühlte mich ihnen wohligh nah und ähnlich. Ohne Angst.

Wir alle in derselben Luft. Aber das vergesse ich immer, wenn es hell und kühl ist. Dann sind die anderen Menschen weit weg. Fremde an meinem Tisch.